

### Soziologische Prozessforschung - aktuelle Methoden und Konzepte (Sammelrezension)

Hoebel, Thomas; Aljets, Enno

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Rezension / review

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoebel, T., & Aljets, E. (2015). Soziologische Prozessforschung - aktuelle Methoden und Konzepte (Sammelrezension). *Soziologische Revue*, 38(4), 549-558. <https://doi.org/10.1515/srsr-2015-0073>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

## Doppelbesprechung

# Soziologische Prozessforschung – aktuelle Methoden und Konzepte

**Andrew Bennett / Jeffrey T. Checkel (Eds.)**, *Process Tracing: From Metaphor to Analytic Tool*. Cambridge; New York: Cambridge University Press 2015, 329 S., br., 33,46 €

**Rainer Schützeichel / Stefan Jordan (Hrsg.)**, *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*. Wiesbaden: Springer VS 2015, 461 S., br., 59,99 €

Besprochen von **Dr. Enno Aljets**: Socium, Universität Bremen,  
E-Mail: aljets@uni-bremen.de und **Thomas Hoebel, M.A.**: Fakultät für Soziologie, Universität  
Bielefeld, E-Mail: thomas.hoebel@uni-bielefeld.de

DOI 10.1515/srsr-2015-0073

**Schlüsselwörter:** Prozess, Erklärung, Kausalität, Methodologie, Process Tracing

Doppelbesprechungen werfen die Frage auf, was beide Werke eigentlich miteinander verbindet. Zunächst stechen drei Gemeinsamkeiten ins Auge. Es handelt sich hier um Sammelbände, beide sind 2015 erschienen und tragen den Begriff „Prozess“ im Titel. Die Liste der offensichtlichen Unterschiede ist länger. Während der von Rainer Schützeichel und Stefan Jordan (kurz: SJ) edierte Band auf Deutsch erschienen ist, die Beitragenden ausschließlich deutschsprachig sind und die Sammlung der Texte einer „interdisziplinären Bestandsaufnahme“ (SJ: 1) dient (wenn auch mit einem soziologischen Übergewicht), ist das von Andrew Bennett und Jeffrey T. Checkel (kurz: BC) herausgegebene Buch englischsprachig, arbeiten die ausschließlich männlichen Verfasser an Forschungseinrichtungen in Norwegen, Kanada, der Schweiz sowie den USA und schließen die Texte in erster Linie an politikwissenschaftliche Diskussionen an. Während SJ eher grundlagentheoretisch angelegt ist, weil es den diffusen Prozessbegriff aus verschiedenen Perspektiven in den Blick nimmt, ist BC ein konsequent methodologisches Buch, das anhand ausgewählter Studien die explanatorischen Chancen und Grenzen des Process Tracing aufzeigt. Während SJ also eindrucklich die Breite und Vielfalt der soziologischen, philosophischen, ökonomischen und geschichtswissen-

---

**Anmerkung:** Die Reihenfolge der Autoren ist alphabetisch. Beide Autoren haben im gleichen Umfang zu dieser Sammelbesprechung beigetragen.

schaftlichen Diskussion von Prozessen abbildet, sind die Beiträge in BC durchweg darauf ausgerichtet, die Güte einer besonderen und genuin prozessorientierten Forschungsstrategie herauszustreichen und zu verbessern. SJ ist folglich in einem eher deskriptiven Stil gehalten („Wie werden Prozesse gegenwärtig gedacht?“), wogegen BC ausdrücklich einen präskriptiven Anspruch hat („So sollten gute Process-Tracing-Studien gemacht sein.“).

Angesichts der Differenzen stellt sich die Frage, wie man die Beziehung der beiden Werke zueinander beschreiben kann. Orientiert man sich an Andrew Abbotts (2001) These der fraktal differenzierten Soziologie (bzw. der Sozialwissenschaften insgesamt), die aus ihrer eigentümlichen Stellung zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften resultiert, dann gehören SJ und BC schlicht zwei gegensätzlichen methodologischen Lagern an. SJ ist in diesem Sinne einem geisteswissenschaftlich geprägten Denken verpflichtet, BC einem naturwissenschaftlichen. Ihre Beziehung erscheint demnach vornehmlich antagonistisch. So einfach ist jedoch weder Abbotts These noch der inhaltliche Zusammenhang zwischen den beiden Werken. Fraktale Differenzierung bezeichnet eine bestimmte Dynamik, durch die sich die Sozialwissenschaften kontinuierlich wandeln – und zwar angetrieben dadurch, dass sich beide Lager selbst in eher geistes- und eher naturwissenschaftliche Ansätze teilen, wodurch sich im Zeitverlauf einerseits neue Verbindungen zwischen den Lagern entwickeln, andererseits neue Trennungen entstehen.

Die Beziehung zwischen SJ und BC ist vor diesem Hintergrund nicht antagonistisch, sondern komplementär. Denn beide Werke sind jeweils Ausdruck eines aktuellen methodologischen Trends in den Sozialwissenschaften. Er besteht darin, interessierende Sachverhalte prozessorientiert zu erklären und althergebrachte Frontstellungen zwischen Positivismus und Interpretation, quantitativer und qualitativer Sozialforschung oder Realismus und Konstruktivismus aufzulösen, ohne die Differenzen zu überblenden (siehe dazu exemplarisch Ragin, 2014). Um abschließend die inhaltliche Komplementarität der beiden Werke näher bestimmen zu können, gehen wir zunächst auf jeden Band gesondert ein.

BC stellt eine sozialwissenschaftliche Forschungsstrategie vor, die seit den 2000er Jahren zunehmend Anwendung findet – in erster Linie in der angloamerikanischen Politikwissenschaft. Process Tracing dient dazu, Prozesse zu identifizieren und zu gewichten, die einen bestimmten sozialen Sachverhalt erklären. Dazu zählen Ereignisse wie Regimewechsel im Europa der Zwischenkriegszeit (Waldner), das friedliche Ende des Kalten Krieges (Evangelista) oder der Ausbruch von Bürgerkriegen (Lyal), aber auch Vorgänge wie prinzipienfestes Entscheiden (Jacobs), den zunehmenden Einfluss internationaler Institutionen auf nationale Gesetzgebungen (Checkel) oder die Erweiterung und Integration der Europäischen Union (Schimmelfennig). Methodologisch zielt Process Tracing

dabei in erster Linie auf die Validierung von Aussagen über kausale Mechanismen ab, die in dieser Perspektive das Herzstück prozessualer Erklärungen bilden.

Herausgeber und Autoren begnügen sich gleichwohl nicht damit, lehrbuchartig den Status Quo einer recht elaborierten Forschungsstrategie zu bilanzieren. Vielmehr setzt der Band die Diskussion ihrer explanatorischen Leistungsfähigkeit fort. Eine Einführung in den Ansatz erfolgt eher en passant. Der inhaltliche Schwerpunkt des Bandes ist ein anderer. In ihrer Einleitung schlagen die Herausgeber vor, die Güte von Process-Tracing-Studien und der mit ihnen verbundenen Theoriearbeit mithilfe eines Katalogs von zehn „best practices“ (kurz: bp) zu evaluieren und zu steigern (BC: 20ff.). Weil die Beitragenden explizit aufgefordert waren, Praktikabilität und Reichweite dieser Gütekriterien anhand ihrer jeweiligen Arbeitsgebiete auszuloten, setzen sich acht der insgesamt zehn Beiträge kritisch mit dem Katalog auseinander. Der Sammelband erhält dadurch ein hohes Maß an inhaltlicher Stringenz.

Sechs dieser Gütekriterien sind allgemeiner Natur und nicht auf Process-Tracing-Studien beschränkt. Wirf das Netz weit nach alternativen Erklärungsmöglichkeiten für den interessierenden Sachverhalt oder Vorgang aus (bp1). Prüfe die alternativen Erklärungen mit der gleich hohen Intensität (bp2). Berücksichtige die möglichen Bias der Datenquellen (bp3). Denke darüber nach, ob der untersuchte Fall mit besonders vielen oder besonders wenigen Erklärungsalternativen verbunden ist (bp4). Sammle möglichst viele und vielfältige Belege für Deine Erklärung, triff aber eine gut begründete Entscheidung, wann Du genug Belege hast (bp6). Sei offen für induktive Einsichten (bp8). Zusammengenommen deuten die Kriterien an, dass die Herausgeber und die Mehrheit der Autoren einem „wissenschaftlichen Realismus“ verpflichtet sind und deduktive Forschungsdesigns bevorzugen, in denen Fälle mithilfe allgemeiner Theorien untersucht werden.

Die Gütekriterien, die spezifisch für Process-Tracing-Forschungsdesigns sind, verstärken diesen Eindruck. Triff eine gut begründete Entscheidung, für welchen Zeitraum Du Belege sammelst, um alternative Erklärungen für einen sozialen Sachverhalt zu prüfen (bp5). Verbinde Process Tracing mit Fallvergleichen, wenn es dem Forschungsinteresse dient und praktikabel erscheint (bp7). Nutze Deduktion, um danach zu fragen, welcher spezifische Prozess den interessierenden Sachverhalt hervorbringt, insofern die zuvor gegebene Erklärung stimmt (bp9). Behalte im Auge, dass eindeutiges und vollständiges Process Tracing gut ist, aber nicht jedes gute Process Tracing eindeutig, geschweige denn vollständig sein muss (bp10).

Eine ebenfalls von den Herausgebern geschriebene Bilanz schließt den Band ab. Genau genommen handelt es sich allerdings ‚nur‘ um eine Zwischenbilanz. So hat der Gütekriterienkatalog zwar das Zeug, zum methodischen Standard des

Process Tracing zu werden, hinter den nicht mehr zurückgefallen werden sollte. Das letzte Wort ist hier aber noch nicht gesprochen. Wengleich die Autoren es durch die Bank begrüßen, Maßstäbe guten Process Tracings zu formulieren, plädieren sie gleichzeitig dafür, den Katalog entweder zu präzisieren bzw. zu ergänzen (Jacobs, Checkel, Waldner, Evangelista, Lyall, Dunning) oder ihn einzuschränken (Schimmelfennig, Pouliot).

Stärker noch als die Herausgeber argumentiert Jacobs für ein hohes Maß an theoretischer Spezifikation alternativer Erklärungen, um sie nachvollziehbar empirisch prüfen zu können (BC: 72). Er wirbt somit für eine Präzision der ersten beiden Gütekriterien. Checkel mahnt an, dass Process-Tracing-Forschungsdesigns noch sensibler für das Problem der Äquifinalität werden müssen (BC: 90). Gemeint ist, dass verschiedene Prozesse den interessierenden Sachverhalt erklären können, sich also Fragen nach der konkreten Verknüpfung der Prozesse, ihrer tatsächlichen Äquivalenz und ihres konkreten explanatorischen Gewichts stellen. Darüber hinaus wirbt Checkel für ein weiteres Gütekriterium: Process-Tracing-Studien sollten konsequent generalisierte Aussagen anstreben, die zu einer kohärenten Theorie führen (BC: 97).

Waldner entwickelt bp10 weiter, indem er einen Vollständigkeitsstandard für Process-Tracing-Studien vorschlägt (BC: 128). Die Weiterentwicklung besteht darin, zwischen der Vollständigkeit von Daten und der möglichst vollständigen Kette kausaler Zusammenhänge eines Prozesses zu unterscheiden („kausaler Graph“; BC: 128). Selbst wenn die Daten nicht in gleicher Güte und Detailliertheit vorlägen, bestehe gutes Process Tracing darin, Hypothesen über Mechanismen zu formulieren, die den Prozess-Graphen komplettieren. In diesem Punkt trifft sich Waldner maßgeblich mit Dunning, der in seinem Beitrag dafür wirbt, die Transparenz von Analyseverfahren zu steigern. Formalisiertes Process Tracing mithilfe kausaler Graphen ist ein Schritt in diese Richtung.

Evangelista hebt sich nicht nennenswert von den Herausgebern ab. Er zeigt aber eindrucklich, dass die Identifikation von Schlüsselereignissen als zu erklärende Sachverhalte ein guter forschungsstrategischer Ausgangspunkt ist, um zu aussagekräftigen Prozessanalysen zu kommen und „ungefähre Erzählungen“ zu vermeiden (BC: 172). Im Ungefähren zu bleiben, sieht auch Lyall als zentrales Problem. Ihm genügen die zehn Gütekriterien daher nicht, er schlägt vier Ergänzungen vor (BC: 191 ff.). Neben der ebenfalls von Jacobs vertretenen Forderung (a) nach theoretischer Spezifikation, wann die Evidenz eines bestimmten Prozesses auf einen besonderen kausalen Mechanismus schließen lässt, hebt Lyall (b) das Potential kontrafaktischen Denkens hervor, um das Maß an Kausalität eines Mechanismus zu bewerten. Zudem ist Process Tracing seiner Ansicht nach (c) besonders gut geeignet, um die Wirkung kausaler Mechanismen quasi-experimentell mithilfe von Vergleichsgruppen zu eruieren. So genannte out-of-sample-

tests steigern darüber hinaus (d) die Generalisierbarkeit der an Einzelfällen gewonnenen Erklärung eines Sachverhaltes.

Der primär deduktiv orientierte Schimmelfennig und der interpretativ arbeitende Pouliot bilden zwar den wohl stärksten wissenschaftstheoretischen Kontrast, der in BC enthalten ist. Beide argumentieren jedoch jeweils dafür, den vorgeschlagenen Kriterienkatalog einzuschränken. Schimmelfennig plädiert für ein möglichst „effizientes“ Process Tracing, das insbesondere durch die deduktive ex-ante-Spezifikation kausaler Mechanismen zu erreichen sei (BC: 105 f.). Er adressiert damit das Risiko, dass Studien, die den ersten acht Gütekriterien folgen, zu endlosen Unternehmungen eskalieren können. Die Herausgeber definieren kaum Stoppregeln, wann Punkte erreicht sind, an denen z.B. das Netz für alternative Erklärungen weit genug ausgeworfen ist.

Das von Pouliot vorgeschlagene „Practice Tracing“ zielt demgegenüber darauf ab, die deduktive Orientierung der zehn Gütekriterien einzuschränken. Er schlägt vor, die best-practice-Diskussion für interpretative Ansätze zu öffnen, welche die Deutungen, Kenntnisse und Erfahrungen der Teilnehmenden in sozialen Situationen explanatorisch hoch gewichten. Pouliot ist dabei interessanterweise der einzige Autor, der sich nennenswert damit beschäftigt, wann man sozialwissenschaftlich eigentlich von Kausalität sprechen kann. Kausalität ist aus seiner Perspektive ein genuin lokaler Sachverhalt: Wirkungen entstünden durch das aufeinander bezogene Handeln von Situationsteilnehmern und in Abhängigkeit von ihren jeweiligen Situationsdefinitionen. Kausalität sei eine Eigenschaft kontextbedingter Praktiken, nicht von Mechanismen, die schließlich nur virtuelle (und oftmals nachträgliche) analytische Konstrukte sozialwissenschaftlicher Beobachter sind, in der untersuchten Situation also gar keine realen Konsequenzen haben (BC: 253).

Mit seinem pragmatischen Verständnis von Kausalität arbeitet Pouliot somit nicht auf Verallgemeinerungen von Erkenntnissen hin, die in deduktiv erklärenden Theorien resultieren, welche richtig oder falsch sind. Vielmehr wirbt er dafür, den Anspruch verallgemeinerungsfähiger Aussagen zugunsten einer „analytischen Generalität“ (BC: 239) weiterzuentwickeln, d.h. am Einzelfall gewonnene Erklärungen aus ihrem Ursprungskontext zu lösen und mit ihrer Hilfe weitere empirische Fälle zu analysieren. Die auf diese Weise gewonnenen Konzepte seien dann allerdings nicht richtig oder falsch, sondern mehr oder weniger sinnvoll, um die lokale Kausalität anderer sozialer Situationen zu explorieren (BC: 252).

Die Texte in BC sind durchgängig auf einem hohen Niveau. Beeindruckend ist, dass alle Autoren ihre Argumentation konsequent von empirischen Studien her entwickeln. Es wird deutlich, wie anspruchsvoll prozessorientiertes Erklären ist – allein, was die Detailtiefe erforderlicher Daten betrifft. Ein Problem ist jedoch offenkundig: Der Begriff Prozess bleibt im Grunde inhaltsleer, so dass vielfach der

Eindruck entsteht, er meine in erster Linie (oder ‚nur‘?) Entscheidungsprozesse. Sollte das stimmen, schränkt das den Anwendungsbereich einer grundsätzlich recht anschlussfähig erscheinenden Forschungsstrategie stark ein. Darüber hinaus klären (sich) die Herausgeber nicht darüber auf, dass sie genau genommen mit zwei Prozessvorstellungen arbeiten. ‚Prozess I‘ ist die temporale, in der Regel chronologische Struktur eines untersuchten Falls. ‚Prozess II‘ ist der kausale Mechanismus, der das Resultat von Prozess I erklärt. In dieser Perspektive müsste die Forschungsstrategie eigentlich Double Process Tracing heißen. Aber braucht es dann eigentlich eine intensive Rekonstruktion von ‚Prozess I‘, wenn das Ziel ist, ‚Prozess II‘ zu identifizieren? Hier steht eine Antwort aus.

SJ fehlt eine vergleichbare inhaltliche Klammer, wie sie bei BC mit den Gütekriterien vorliegt. Die Beiträge, die aus Soziologie, Geschichte, Philosophie und Ökonomie stammen, verhalten sich unkontrolliert zum Prozess-Begriff und stehen daher weitestgehend ohne Verbindung nebeneinander. Die Einleitung leistet zwar einen ersten Überblick, sie systematisiert die Beiträge jedoch kaum. Dagegen macht sich der Beitrag von Schützeichel an der Aufgabe verdient, das weite Feld der soziologischen Prozessforschung zu kartieren. Der Autor benennt drei Topoi (Pfade, Mechanismen, Ereignisse) und arbeitet detailliert den jeweiligen Forschungsstand auf. Laut Schützeichel seien die drei Topoi in der Soziologie sozialer Prozesse weitestgehend ohne wechselseitigen Bezug zueinander entwickelt und diskutiert worden (SJ: 89). Ein verbindendes Element identifiziert der Autor allerdings darin, dass alle Beiträge die Frage bearbeiteten, wie es gelingen kann, Kontingenz als zentrales Element soziologischer Theoriebildung analytisch und konzeptionell zu erfassen. Die Gemeinsamkeit liegt also im Versuch, „eine Alternative zu dominierenden a-historischen und a-temporalen variablensoziologischen Forschungsansätzen zu formulieren“ (SJ: 88). Eine Soziologie sozialer Prozesse müsse laut Schützeichel diese drei Topoi miteinander verbinden, weil sie sich wechselseitig voraussetzen (SJ: 89). Mit den unterschiedlichen konzeptionellen Optionen aus den verschiedenen Topoi ließe sich dann auch die Hoffnung begründen, dass mit einer Soziologie sozialer Prozesse die „immerwährenden Oszillationen und Pendelbewegungen zwischen Mikro und Makro, Handlung und Struktur oder Sozialstruktur und Kultur“ (SJ: 89) überwunden werden können.

Wie in kaum einem anderen Beitrag in SJ wird bei Schützeichel deutlich, wie hoch der Erklärungsanspruch einer Soziologie sozialer Prozesse sein kann. Jedoch stellt sich die Frage, wie dieser Anspruch programmatisch, konzeptionell, methodisch und theoretisch eingelöst werden kann. Eines kann man bereits vorweg nehmen: der große Wurf steht noch aus. Vielmehr werden in den Beiträgen Einzelaspekte behandelt, die ohne Bezug zueinander bleiben und demzufolge von einem gemeinsam erarbeiteten Vorschlag weit entfernt sind. Das ist nicht

zwangsläufig ein Defizit. Vielmehr kann und sollte man die einzelnen Aspekte als Fortschritt in Richtung einer gemeinsamen Weiterentwicklung würdigen.

Es bietet sich daher an, einzelne Argumente herauszugreifen, die im Zentrum der jeweiligen Beiträge stehen. Miebach liefert einen Überblick über die Angebote soziologischer Prozesstheorien, wobei Systemtheorie, interpretativ-interaktionistische Konzepte, Rational-Choice und Strukturationstheorie Berücksichtigung finden. Der Autor legt dabei ein sehr enges und konkretes Verständnis des Prozessbegriffs zu Grunde, ohne dass er explizieren würde, auf welchen theoretischen Prämissen diese Interpretation eigentlich beruht. Auf dieser intransparent bleibenden Grundlage stellt er vier Anforderungen auf, die sich für die theoretische und empirische Analyse von Prozessen stellen. Die eher unsystematische Prüfung der Theorieangebote mithilfe des Anforderungskataloges führt zu einem recht trivialen Resultat: Jedes Theorieangebot hat seine Stärken (und Schwächen). Zusammenfassend kommt der Autor allerdings zu dem erstaunlichen Schluss: „Die soziologischen Theorien und empirischen Methoden erfüllen in Summe die prozesstheoretischen Anforderungen“ (SJ: 230). Dieses Ergebnis ist rechnerisch richtig, aber inhaltlich unsinnig. Denn angesichts der völlig disparaten Prämissen der genannten Theorien lassen sich die einzelnen Angebote inhaltlich nicht aufsummieren. Vielmehr ist es zunächst erforderlich, die bereits vorhandenen Angebote zur Analyse sozialer Prozesse hinsichtlich ihrer wissenschaftstheoretischen Prämissen zu befragen (siehe dazu die Beiträge von Schützeichel, Greshoff, Vollmer und Dietz).

In dieser Hinsicht konkreter sind drei Beiträge, die sich der Temporalität von Prozessen widmen (Schwietring, Weidenhaus, Baur). Schwietring und Weidenhaus verfolgen dabei eine analoge Argumentationsstrategie. Sie entfalten ihr Argument, indem sie zwei zentrale Aspekte des Prozessbegriffs herausgreifen (Geschichtlichkeit und Zeit/Chronologie). Schwietring stellt fest, dass es in Bezug auf Zeit eine grobe Vereinfachung sei, wenn man davon ausginge, dass die Vergangenheit die Gegenwart determiniere. Vielmehr müsse die Spontaneität der jeweiligen Gegenwart im Umgang mit Vergangenen berücksichtigt werden. In Bezug auf die Geschichtlichkeit des Sozialen verweist der Autor auf eine gegensätzliche Tendenz, die in der These mündet, „dass alle sozialen Tatsachen und kulturellen Muster als geschichtlich geworden aufgefasst werden müssen und durch ihre geschichtliche Entwicklung erklärbar sein müssen“ (SJ: 155). Damit ist kein Zurück zum geschichtlich determinierten Verständnis gemeint. Vielmehr gehe es um den Möglichkeitsraum, der in jeweiligen Gegenwarten potentiell realisierbar sein kann. Er sei historisch geprägt, ohne dass er die Gegenwart direkt determiniert. Weidenhaus kommt zu einem analogen Schluss: Einerseits gebe es ein chronologisches Verständnis der Zeit, das in der Regel auch mit einer eindeutigen zeitlichen Kausalität von Ursache und Wirkung verbunden werde. Andererseits werde Zeit erst im Zuge



von Handlungen und konstituierten Sinnzusammenhängen erzeugt. Zeit sei also einerseits eine objektive Größe, andererseits außerordentlich variabel sowie kontext- und subjektabhängig (SJ: 169).

Die Autoren ziehen allerdings unterschiedliche Konsequenzen aus dieser Erkenntnis. Schwietring formuliert einige methodische Implikationen, die etwa die Bestimmung von Anfang und Ende oder die Dynamik von Prozessen betreffen. Die Implikationen sind jedoch nur noch lose mit den zwei Begriffen der Ausgangsdiskussion verbunden und haben daher eher normativen Charakter. Weidenhaus bezieht demgegenüber die zwei Formen der Zeitbestimmung auf zwei verschiedene soziale Aggregationsebenen (SJ: 170 ff.). Soziale Prozesse werden von ihm als höher aggregierte (Makro-)Phänomene verstanden, die eher einer objektiven Zeiteinteilung folgen. Auf der weniger aggregierten Ebene biografischer Zeit herrschen dagegen subjektive Deutungen von Zeit und Geschichtlichkeit vor.

Nimmt man hier mit dem Beitrag von Baur eine dritte Diskussion der Temporalität von sozialen Prozessen hinzu, so wird deutlich, dass die Sache wohl komplizierter liegt. Die Autorin entwickelt ein elaboriertes Set an Begriffen, um die Dauer sozialer Prozesse bestimmen und unterscheiden zu können. Das Zentrum ihrer konzeptionellen Überlegungen bilden sogenannte Zeitschichten, die hinsichtlich ihrer Dauer, ihrer Verlaufsformen und ihrer kausalen Wirkungen interagieren (SJ: 353 f.). Prozessuale Analysen des sozialen Wandels müssten demzufolge dieses komplexe Wechselspiel behandeln, um zu differenzierten Ergebnissen zu gelangen. Auf dieser Grundlage diskutiert die Autorin die Wahl des richtigen Zeitmaßstabes, geeignete Formen der Datenerhebung und geeignete Auswertungsverfahren.

Ähnlich wie Baur adressiert Dietz ebenfalls methodologische Fragen. Ihr Ausgangspunkt ist ein „älterer Streit“ (SJ: 322) in der Soziologie. Er entfacht sich an der Frage, ob die Soziologie entweder das Stabile und damit zeit- und kontextlose Strukturen und Gesetze in den Mittelpunkt ihres Erkenntnisinteresses stellen solle oder eher das Ungewisse und Unbestimmte, womit stärker auf kontextabhängige und explizit zeitgebundene Erkenntnisse fokussiert werde (SJ: 322 ff.). Dietz plädiert im Anschluss an Dewey für die zweite Option und macht sich für narrative Erklärungen in der soziologischen Prozessforschung stark. Informativ ist der Beitrag, weil die Autorin verdeutlicht, dass die soziologische Prozessforschung zentrale Anregungen aus der literarischen Erzähltheorie gewinnen kann, um sich über die Struktur ihrer Erzählungen aufzuklären. Dabei zielt die Autorin darauf ab, die bisher angewandten Analyseinstrumente kritisch zu hinterfragen, um erst einmal bessere Fragen stellen zu können – statt direkt auf die Verbesserung der Antworten abzielen (SJ: 329 ff.).

Fragt man nach dem Erkenntnisgewinn, den die Soziologie aus einem interdisziplinär aufgestellten Sammelband ziehen kann, so fällt das Urteil mit Blick auf

die Beiträge aus den anderen Disziplinen eher ernüchternd aus. Es ist kaum möglich, an die philosophischen und ökonomischen Beiträge anzuschließen, weil sie auf Grund ihrer wissenschaftstheoretischen Prämissen, des Argumentationsstils und ihrer Ziele so verschieden von der soziologischen Diskussion sind (die ja wiederum disparat ausfällt, also auch keine eindeutigen Anknüpfungspunkte bietet). Es ist also nur unter großem Aufwand möglich, einen Transfer von Prozess-Diskussionen zwischen den Disziplinen herzustellen (siehe dazu die soziologisch informierten Beiträge von Jansen und Albert).

Anders sieht es in dieser Hinsicht zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft aus. Aus soziologischem Blickwinkel bieten die Beiträge von Jordan, Landwehr und Welskopp zusammengenommen einen guten Überblick über den Prozessbegriff in der Geschichtswissenschaft. Allerdings erkennt man dann recht schnell, dass es in der Geschichtswissenschaft nicht besser um ihn bestellt ist als in der Soziologie. In beiden Disziplinen wird der Begriff kritisch beäugt und entweder eher unzureichend ausgearbeitet oder nur auf einzelne Aspekte eines eigentlich komplexen Zusammenhanges bezogen. Wo im Fall der Geschichte allerdings vornehmlich begrifflich-theoretische Defizite erkennbar werden, hat die Soziologie in erster Linie ein empirisches Problem. Aufgrund fehlender prozesssoziologischer Untersuchungen bleiben die zahlreichen begrifflichen und theoretischen Diskussionen meist ohne Verbindung zu methodologischen Fragen und konkreten Forschungsdesigns.

Worin liegt nun die Komplementarität von SJ und BC? Beide Werke haben jeweils aus Sicht des anderen eine Stärke und eine Schwäche. BC verfügen über ein vergleichsweise elaboriertes Set an methodologischen Prinzipien zur Erforschung von sozialen Prozessen. Von einzelnen, lose verstreuten Bemerkungen abgesehen, fehlen methodologische, systematisch auf die empirische Forschungspraxis abgestellte Diskussionen in SJ gänzlich. SJ wiederum können mit zahlreichen, wenn auch nur kaum aufeinander bezogenen, begrifflich-theoretischen Diskussionen aufwarten. In SJ finden sich vergleichsweise elaborierte Begriffe des Prozesses bzw. Diskussionen über Aspekte des Begriffes. Dagegen bleibt der Prozessbegriff bei BC inhaltsleer und ohne nennenswerte theoretische Erörterung.

Nun liegt es nahe, die Komplementarität beider Angebote zu forcieren. Dabei muss man sich allerdings vor Augen führen, dass es sich um eine schwache Komplementarität handelt. Denn eine Verbindung oder ein Transfer ist nicht ohne Weiteres möglich. Es stehen aufwändige Übersetzungsleistungen an, wenn angesichts der unterschiedlichen und disparaten wissenschaftstheoretischen Prämissen mehr als ein naiver Eklektizismus heraus kommen soll. Diese Aufgabe erscheint lohnenswert, denn beide Werke zeugen davon, dass die sozialwissenschaftliche Prozessforschung zunehmend in Bewegung ist. Das sind – trotz der genannten Schwierigkeiten – sehr gute Nachrichten.

## Literatur

Abbott, A. *Chaos of Disciplines*; The University of Chicago Press: Chicago, 2001.

Ragin, C. C. *The Comparative Method. Moving beyond Qualitative and Quantitative Strategies. With a New Introduction*; University of California Press: Berkeley, 2014.